

21. Oktober 2018

Predigt im Dom zu Tallinn im Rahmen der Begegnungsreise der Kirchenleitung der VELKD

Leitender Bischof der VELKD, Landesbischof Gerhard Ulrich (Schwerin)

Es gilt das gesprochene Wort.

Liebe Schwestern und Brüder in Jesus Christus,

„Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weise geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter...“

An diesen Vers aus dem 104. Psalm, dem großen Schöpfungslob, muss ich denken auf unserer Reise: das Meer, die Landschaften; die Menschen vor allem, denen wir begegnen, ihre Freundlichkeit, ihre feste Gewissheit, dass diese Welt nicht aufgeht in dem, was wir schaffen und können, sehen und verstehen. Das ist von Gott, dem Schöpfer allen Lebens, dass wir einander begegnen, einander verstehen und miteinander teilen, was uns trägt und bewegt.

Und zugleich erleben wir, wie empfindlich und zart Gottes Schöpfung ist. Wir sehen die Folgen des Klimawandels und wir hören, was der anrichtet – gerade jetzt in Indonesien, aber auch in vielen Teilen dieser Erde; wie der Meeresspiegel steigt, wenn wir nicht umkehren und ablegen unsere Haltung, wir seien die Herren dieser Erde!

Und wir hören die Nachrichten über Kriege, Flucht und Elend,

Unterdrückung und Morden aus politischen Gründen: die Welt scheint aus den Fugen geraten, Populismus und Menschenverachtung werden zum Programm; die Sehnsucht nach einfachen Parolen und Antworten angesichts einer immer komplizierter werdenden Welt bedrohen das friedliche Miteinander der Menschen auf dem Kontinent und darüber hinaus. Ist unsere Zukunft hoffnungsvoll wie der Frühling, der nach einem langen, harten Winter über die Gräser und Wiesen seine ersten Sonnenstrahlen ausbreitet? Oder ist sie bedrohlich wie die zunehmenden Spannungen zwischen den Großmächten dieser Welt? Irgendwie ist ja immer beides da: Schönheit und Zerstörung, Hoffnung und Verzweiflung. Welche Bilder der Hoffnung habe ich und lasse ich mich von ihnen anstecken?

Seit ich unterwegs sein darf in vielen Teilen dieser Welt, zu besuchen unsere Partnerinnen und Partner, Glaubensgeschwister – wie heute hier in Tallinn, empfinde ich es als ein großes Gottesgeschenk, zu erleben, wie viele, wie stark wir sind als Gemeinschaft der Christenmenschen! Wir leben in unterschiedlichen Kulturen, sprechen verschiedene Sprachen – und wenn wir miteinander Gottesdienst feiern, beten, singen, auf

Gottes Wort hören: dann erleben wir, dass wir eins sind in Christus! Dann erleben wir, trotz allem, was uns voneinander unterscheidet und manchmal auch trennt, wie wir ein Leib sind! Dann erleben wir, wie Jesus die Zäune abbricht, die zwischen den Fernen und den Nahen sind und wie wir global Hausgenossinnen und Hausgenossen Gottes sind. Dann spüre ich das Kraftfeld, das der Glaube aufbaut zur Welt. Und wie die Gewissheit sich wieder in den Vordergrund schiebt, dass all das, was das Leben bedroht, nicht das letzte Wort haben muss. Es gibt einen Grund, die Hoffnung nicht fahren zu lassen, die ja ein Nichtzweifeln ist an dem, was man nicht sieht!

Ich denke dann immer zuerst an Lieder, die wir singen: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen... Und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns wohl gelingen ...“ Oder, mein Lieblingslied, ein Adventslied: „Oh, Heiland, rei die Himmel auf, herab, herab vom Himmel lauf, rei ab vom Himmel Tor und Tür, rei ab, wo Schloss und Riegel für...“

Der Gesang ist der Atem des Glaubens, sagt Martin Luther.

Es singt die Gewissheit, dass nichts bleiben muss, wie es ist! Dass kein noch so verrückter Mächtiger irgendwo auf der Welt die Kraft und die Macht der Liebe wird besiegen können, die von Gott ist, der den Tod besiegt hat und ins

Leben ruft alle, die sich sehnen über die Welt hinaus, die begreifbar, erfahrbar ist. Der Glaube singt sein „Dennoch“.

„Jesu, meine Freude, meines Herzens Weide, Jesu meine Zier“, dichtete Johann Frank im Jahr 1653. Und so hören wir es heute hier im Gottesdienst von dem Motettenchor. Johann Frank ist ein Rechtsanwalt gewesen und Bürgermeister in der Stadt Guben in der Niederlausitz. Er ist auch ein Liederdichter gewesen. Johann Frank war ein Kind des dreißigjährigen Krieges. Plünderungen, Tod und Vernichtung von Menschenleben haben ihn seit seiner Kindheit begleitet. Diese schrecklichen Ereignisse sind die Realität gewesen, in der er gelebt und die er gekannt hat. Johann Frank dichtete sein Lied 1653, also fünf Jahre nach Kriegsende. Als Vorlage diente ihm übrigens ein ganz weltliches Liebeslied. Es hieß „Flora, meine Freude!“ Liebeslieder sind die Verse von Johann Frank auch, voller Sehnsucht und Leidenschaft. Aber seine Liebe richtet sich nicht auf einen Gegenstand oder Menschen in der Welt.

„Jesu meine Freude, meines Herzens Weide, Jesu, meine Zier: ach wie lang, ach lange ist dem Herzen bange und verlangt nach dir!“ Wie ein Stosgebet mitten in einer zerrissenen und bedrohlichen Welt klingt das. Aber es ist nicht das sprichwörtliche Singen im dunklen Keller; es nicht das Weg-Singen der dunklen Wirklichkeit, nicht das Leugnen der Realität und auch nicht die Flucht aus dieser Welt. Es ist ein

Ausdruck des Glaubens, der standhält den Widrigkeiten der Welt, der auf Überwindung hofft und der Erlösung gewiss ist. Wie es im 46. Psalm heißt: „Gott, du bist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben.“

Johann Sebastian Bach hat den Choral von Johann Frank aufgegriffen. Er hat daraus vielleicht eine der schönsten Motetten komponiert, die von ihm überliefert sind. Die wuchtigen und emotionsgeladenen Strophen des Chorals hat er mit Versen aus dem 8. Kapitel des Römerbriefs verbunden: „So gibt es nun keine Verdammnis für die, die in Christus sind. Wenn aber der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen Geist, der in euch wohnt.“

Das ist die Stoßrichtung dieser Musik: Dem augenscheinlichen Bild von Zerstörung und Vergänglichkeit hält sie trotzig die Bilder der Hoffnung entgegen, die auch Johann Sebastian Bach bewegt haben mögen, als er seine Motette komponiert hat. Getreu dem Wochenspruch „Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem“ will die Musik uns anstacheln, den Bildern von Krieg und Zerstörung - von Vergänglichkeit - nicht nachzugeben.

Wer die aktuellen Nachrichten verfolgt, hat die „tobende Welt“ auch unserer Zeit

vor Augen: Krieg und Gewalt, Krankheit und Verlust, Zukunftsangst, die viele Menschen gefangen nimmt. Aber wir werden „trotzdem“ sagen und singen. Trotzdem den Mut behalten und handlungsfähig bleiben.

Johann Sebastian Bach hat in einer Randnotiz in seine Lutherbibel geschrieben, die er zum Komponieren benutzt hat: „In jeder andächtigen Musike ist Gott in seiner Gnaden Gegenwart!“

Es gehört im besten Sinne zum Erbe der Reformation, von dem Grund, der unsere Hoffnung ausmacht, und von der Freude, die uns gerade auch in einer bedrohlichen Welt bewegt und ausfüllt, zu singen. Was wäre die Reformation, was wäre die evangelische Frömmigkeit in den letzten Jahrhunderten bis heute in die Gegenwart ohne den Gesang gewesen?

Ich denke in diesem Zusammenhang an die „singende Revolution“, die uns im Westen Europas sehr beeindruckt hat.

Während der Zeit der Perestroika von 1987 bis 1991 sang man bei nationalen Versammlungen und friedlichen Demonstrationen. Hunderttausende Menschen versammelten sich auf öffentlichen Plätzen und in Stadien auch hier in Tallinn, um ihre Hoffnung zu bekunden und ihre Meinung über die sowjetische Okkupation und Annexion zu äußern. Man sang vor allem Lieder, die die Menschen emotional zusammenführten und von der gemeinsamen kulturellen Erfahrung und

Vergangenheit zeugten. Um für die Unabhängigkeit der Baltischen Staaten zu demonstrieren, bildeten am 23. August 1989, genau 50 Jahre nach dem Hitler-Stalin-Pakt, rund zwei Millionen Menschen den Baltischen Weg, eine Menschenkette über eine Länge von 600 Kilometern, von Tallin über Riga nach Vilnius. Die Bilder haben auch wir noch vor den Augen. Wir haben sie nicht vergessen.

Lieder haben Kraft. Sie machen Mut und sie können etwas verändern. Das haben wir von den Menschen in Estland, Lettland und Litauen ganz deutlich vor Augen geführt bekommen. Es beeindruckt mich, dass bis heute die Tradition des Singens in Estland nicht verflacht ist. Auf den estnischen Liederfesten, die alle fünf Jahre in Tallin stattfinden, wird sie unter anderem gepflegt. Im Jahr 2014 traten dort über 33.000 Sängerinnen und Sänger vor mehr als 153.000 Zuhörern auf. 2008 wurden die Lieder- und Tanzfeste in die Liste des Kulturerbes der Menschheit aufgenommen. Das alles zeigt doch, dass die Kraft des Singens auch heute noch Menschen bewegt und beflügelt. Indem wir singen, können wir uns ein Stück weit über die Realität erheben und ihr unsere Hoffnung und unsere Inspiration entgegenhalten.

Um sich der oft bedrohlichen und scheinbar entmutigenden Realität nicht hinzugeben, um die Kraft des Widerstands wach zu halten, braucht es Vorbilder in der Geschichte und in der

Gegenwart. Wie schade wäre es, wenn wir die kraftvollen Bilder der Wendezeit auch in Deutschland vergessen würden! Damals, 1989/90, traten schwer bewaffnete Einheiten den Demonstranten entgegen, die für Freiheit beteten und auf die Straße gingen. Und sie trafen – auf Lieder und Kerzen! Das hat sie besiegt und die Waffen verschwanden und die friedliche Revolution veränderte das Land und den Kontinent. Gerade in einem Europa, das an manchen Stellen auseinanderzudriften droht und in dem Gegensätze spürbar werden, brauchen wir diese starken Bilder, die uns Beispiele dafür geben, wie Menschen zusammenfinden, sich über Grenzen und Gegensätze hinweg verständigen und gemeinsam handlungsfähig werden. Lassen Sie uns diese Hoffnungsbilder nicht aus der Erinnerung verlieren!

Johann Frank, der den wunderbaren und mächtigen Choral gedichtet hat, findet den Grund seiner Hoffnung in Jesus. Die Strophen seines Liedes sind beinahe anmaßend. Als wollte er die bedrohliche Realität und die Vergänglichkeit, die ihn umgibt, für nichtig erklären: „Lass den Satan wettern, lass die Welt erzittern, mir steht Jesus bei. Ob es jetzt gleich kracht und blitzt, ob gleich Sünd und Hölle schrecken, Jesus will mich decken!“ So kann man nur dichten und singen, wenn man einen Grund hat, auf den sich die eigene Hoffnung stützt. Am Ende ist es eben doch nicht einfach nur Trotz, sondern die Gewissheit, dass wir in Jesus Christus einen Grund haben, der

uns Anlass zur Hoffnung und zur Freude gibt.

Das, liebe Schwestern und Brüder, ist unser Amt, ist der Atem des Glaubens: dass wir Christinnen und Christen Hoffnung und Freude, die uns erfüllen, kraftvoll bezeugen! Um sich einer oft bedrohlichen und scheinbar entmutigenden Realität entgegenzustellen, braucht es Zeugen. Menschen, die von der Hoffnung zeugen, die Jesus Christus in die Welt gesetzt hat: nichts ist am Ende, wenn wir nicht weiterwissen; Gott bleibt nicht sprachlos, wenn es uns die Sprache verschlägt; er hat noch Atem, wenn uns die Luft wegbleibt. Denn es ist ja der Glaube eine Zuversicht des, was man nicht sieht!

Im Römerbrief heißt es im 10. Kapitel, Vers 15: „Wie lieblich sind die Füße der Freudenboten, die das Gute verkündigen“.¹

Dazu sind wir gesandt: Freudenbotinnen und Freudenboten des Friedens zu sein, der höher ist, als alle weltliche Vernunft! Gottes „Ja“ zu dieser Welt und zu allen Menschen weiterzugeben.

Jesu, meine Freude, meines Herzens Weide: das ist die Kraft, die überwindet allen Hass und alle Zertrennung. Das ist der Geist, der verbindet das Ferne und Nahe. Das ist der Geist, der unsere Häupter erheben lässt zu Gott, den Anfänger und Vollender. Das ist der

Geist, der uns singen lässt das Lob des Herrn. Amen.

Tallinn, den 21. Oktober 2018

*Landesbischof Gerhard Ulrich
Leitender Bischof der VELKD (Schwerin)*

¹ Der Vers stammt eigentlich aus Jes. 52,7. Paulus zitiert ihn. Ich habe ihn hier so zitiert, weil Röm. 10, 12-18

nach der Perikopenordnung der estnischen Kirche als Predigttext vorgeschlagen wäre.